



Karsten Rudolph

Sendestörung.
Aufstieg und Krise des öffentlich-rechtlichen
Rundfunks

C.H. Beck | München 2025
240 Seiten, Klappenbroschur | 20,00 €
ISBN 978-3-406-83690-9

rezensiert von

Nikolai Okunew, Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam

Eine Geschichte des öffentlichen-rechtlichen Rundfunks, die historiografischen Standards gerecht wird, gibt es bisher nicht. Das könnte überraschen, betonen doch nicht nur Medienhistoriker:innen die zentrale Rolle von Radio und Fernsehen für die deutsche Zeitgeschichte. Angesichts der Vielzahl an Programmen und Anstalten, der langen Geschichte und der gelinde gesagt beklagenswerten archivalischen Lage steht die Geschichtswissenschaft hier vor vielen Herausforderungen und mittelfristig vor einer Mammutaufgabe. Dankenswerterweise nimmt sich der Historiker und SPD-Politiker Karsten Rudolph, der selbst viele Jahre dem WDR-Rundfunkrat angehörte, einem Teil dieser Aufgabe an. Aufhänger ist dabei die gegenwärtige »Bestandskrise« (S. 10) des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Das für die knapp 200 Seiten plus Anhang formulierte Ziel ist es, der Leser:innenschaft anhand der relevantesten Entwicklungen zu einem sicheren Urteil über die Gemeinnützigkeit des Rundfunks zu verhelfen.

Besonders im Blick hat Rudolph die Rundfunkpolitik, also politische Debatten um das Radio und das Fernsehen. Er marschiert zügig in fünf etwa gleich langen Kapiteln von der unmittelbaren Nachkriegszeit und dem »Wirtschaftswunderland« in die politisierten 1970er-Jahre, von dort in die Debatten um das duale Mediensystem der 1980er-Jahre und schließlich in die Nachwendezeit und in die Gegenwart der Digitalisierung. Kompakt und gut lesbar fasst Rudolph hier eine beeindruckende Menge an Literatur zusammen und liefert immer wieder pointierte Erklärungen für rundfunkhistorische Phänomene: Von der herausgehobenen Stellung der Intendanten im bundesrepublikanischen Rundfunksystem über die Rolle des Fernsehens als »Nation Builder« (S. 72) bis zu den zahlreichen, regelmäßig wegweisenden Urteilen des Bundesverfassungsgerichts zum Verhältnis von Politik und öffentlich-rechtlichem Rundfunk. Thematisiert wird auch die von konservativer Seite mit oft fadenscheinigen Argumenten (Ende der »Schweigespirale«) forcierte Einführung privater Rundfunkmedien (S. 142). Einzelne

Debatten zeichnet Rudolphs als Showdowns, an denen sich größere Entwicklungslinien und Handlungslogiken illustrieren lassen.

Der rote Faden der Darstellung ist die Frage nach der politischen Einflussnahme auf das Leitmedium Fernsehen. Doch geht es ebenso auch um die Auswirkung televisueller Logiken auf das politische Agieren. Nur vereinzelt finden sich jedoch Passagen zu einzelnen Programmformaten. Einerseits ist das verständlich, verleitet das Schreiben über einzelne Sendereihen doch dazu, sich im Klein-Klein zu verlieren. Andererseits lesen sich die wenigen entsprechenden Abschnitte sehr gut und tragen erheblich zur Anschaulichkeit bei. Sonst stehen im Buch eher Gremien und Institutionen, und damit lange ausschließlich Männer, im Zentrum der Handlung.

Rudolph setzt bei der gegenwärtig vielfach beschworenen »Krise« des öffentlich-rechtlichen Rundfunks an und interveniert im Schlusskapitel auch aktiv mit vorsichtig optimistischen Reformvorschlägen. Insgesamt schlägt das Buch einen eher beruhigenden Ton an, denn, so liest man, das Verhältnis zwischen der politischen Öffentlichkeit und seinem Rundfunk war in den vergangenen Jahrzehnten immer mal wieder angespannt. Der Blick auf die Vergangenheit durch die Linse der andauernden Misere führt allerdings auch zu Fragen: So spricht Rudolph in Bezug auf die 1970er-Jahre, in einem Kapitel, das mit »Politisierung« überschrieben ist, mehrfach von »Polarisierung« (S. 116, 118 und 130). Schon für die Gegenwart ist das analytische Potenzial dieses Terminus stark zu bezweifeln, für die historische Forschung verdeckt der Begriff deutlich mehr als er offenbart. Unbestimmt bleibt beispielsweise, wer hier wen und warum polarisierte oder wann die deutsche Gesellschaft eigentlich nicht polarisiert gewesen war. Eigentlich beschreibt Rudolph hier viel eher Prozesse der wachsenden Einflussnahme von CDU/CSU und SPD – beziehungsweise deren Abgesandten in den Rundfunkgremien – auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Diese Entwicklung verweist auf eine gegenüber den 1950er-Jahren stabilere Parteiendemokratie, aber auch auf vermehrt rein parteipolitisches Handeln und Taktieren in Fragen der Medienpolitik.

Vor allem in den späteren Kapiteln hätte der Studie außerdem eine Verzahnung mit breiteren gesellschaftlichen Entwicklungen gutgetan. So kommen die Abschnitte zu den 1980er- und 1990er-Jahren weitgehend ohne Verweise auf den damals auch die SPD erfassenden Marktoptimismus aus, obgleich die Rede von der »schlanken Anstalt« – analog zum »schlanken Staat« – in dieser Zeit ubiquitär war. Der Einbruch der Werbeeinnahme aufgrund der privaten Konkurrenz war zweifellos ein Faktor, der zu Einsparungen führte, doch waren insbesondere der Aufbau des Ostdeutschen Rundfunks Brandenburg (ORB) und des Mitteldeutschen Rundfunks (MDR) zusätzlich von neoliberalen Ordnungsvorstellungen geprägt. Etwas zu sehr, so der Eindruck, schreibt Rudolph hier aus der Perspektive des Gremien-Insiders und etwas zu wenig aus der des Gesellschaftshistorikers.

Ungenauigkeiten finden sich im Kapitel zu den bisher kaum erforschten 1990er-Jahren. So attestiert Rudolph dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk »Akzeptanzprobleme« (S. 158) in den neuen Bundesländern in Folge der entschiedenen Abwicklung des DDR-Rundfunks nach 1990. Das stimmt für die ARD und das ZDF, insbesondere für deren Fernsehprogramme, aber es stimmt nicht für den MDR. Der Leipziger Sender, zuständig für Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, war beim Publikum sehr rasch akzeptiert und sein regionales Fernsehprogramm erfolgreicher als die »dritten« Programme der anderen ARD-Anstalten in ihrem jeweiligen Sendegebiet. Das Scheitern einer zweiten ostdeutschen Mehrländeranstalt mit Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern hatte, anders als Rudolph nahelegt, weniger mit einer norddeutschen Verbundenheit zu tun, die den Schweriner Landtag 1991 für den Beitritt zum NDR plädieren ließ (S. 157), als mit einem befürchteten Übergewicht des mit Schulden belasteten ehemaligen Frontstadtssenders Sender Freies Berlin (SFB).¹ Diese Ungenauigkeiten

¹ Vgl. *Ariane Mohl*, Personelle und institutionelle Übergänge im Bereich der brandenburgischen Medienlandschaft. Gutachten für die Enquete-Kommission 5/1 des Brandenburger Landtags, 2001, S. 45, URL: https://www.parlamentsdokumentation.brandenburg.de/parladoku/w5/drs/ab_8500/8500_31.pdf [13.10.2025].

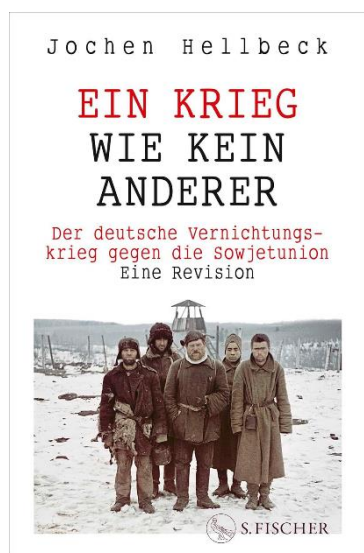
sind jedoch zu verschmerzen, denn letztlich zeigt sich hier, wie schwer es ist, auf nur 200 Seiten die Geschichte des ARD-Konstrukts zu schreiben, dabei auch auf die einzelnen Mitglieder des Senderverbands einzugehen, sich aber gleichzeitig nicht in Nebenhandlungen zu verlieren.

Ob Rudolph keinen Zutritt zu den Archiven der ARD bekam oder ob sein Ansatz diesen nicht erforderte, ist nicht ganz klar. Jedenfalls müsste die weitere Forschung unbedingt breiten Zugriff auf das Schriftgut der Sendeanstalten und auch auf die archivierten Sendungen selbst erhalten. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass die Recherchemöglichkeiten in den ARD-Archiven, besonders was das Schriftgut angeht, sehr eingeschränkt sind. Entgegen anderslautender Beschlüsse auf höchster ARD-Ebene und auch zur Frustration der Mitarbeitenden im Archiv kann von einem einfachen Zugang zu den Beständen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks weiterhin keine Rede sein, obschon einzelne ARD-Mitglieder bemüht sind als andere, Forschung zu ermöglichen. Bis dieser Zustand sich allgemein bessert, bleibt Rudolphs pragmatischer Fokus auf publizierte Quellen und sein Zuschnitt auf die großen rundfunkpolitischen Debatten legitim.

Insgesamt und trotz der Kritik im Detail hat Rudolph ein sehr gut lesbares und inhaltlich dichtes Überblickswerk zur Geschichte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Bundesrepublik vorgelegt. Das ist angesichts von Umfang und Komplexität des Gegenstandes eine enorme Leistung. »Sendestörung« hat gute Chancen zu einem handlichen Standardwerk für Studierende und Forschende gleichermaßen zu avancieren. Knackige Kapitelzusammenfassungen und historische Urteile sind klar formuliert und laden zu weiterer Forschung und zur Produktion von Spin-Offs ein.

Zitierempfehlung

Nikolai Okunew, Rezension zu: Karsten Rudolph, Sendestörung. Aufstieg und Krise des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, C.H. Beck, München 2025, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82099.pdf>> [14.10.2025].



Jochen Hellbeck

Ein Krieg wie kein anderer.
Der deutsche Vernichtungskrieg gegen die
Sowjetunion. Eine Revision

Aus dem Englischen von Karin Hielscher
S. Fischer | Frankfurt am Main 2025
688 Seiten, gebunden | 36,00 €
ISBN 978-3-10-397050-0

rezensiert von

Rainer Behring, Köln

Der in den Vereinigten Staaten lehrende Osteuropahistoriker Jochen Hellbeck legt eine umfangreiche Monografie zum deutsch-sowjetischen Krieg vor. Eine englischsprachige Ausgabe unter dem erheblich abweichenden Titel »World Enemy No. 1: Nazi Germany, Soviet Russia, and the Fate of the Jews« ist im Erscheinen begriffen.¹ Einiges in dem Text spricht dafür, dass er eher für den US-amerikanischen als für den europäischen Markt konzipiert wurde. Insbesondere die nicht hinreichend belegten Behauptungen, schon bald nach dem Krieg habe »die Welt [...] das Interesse an dem millionenfachen sowjetischen Leid« und »der Westen Millionen von sowjetischen Opfern aus den Augen verloren« (S. 22), das Buch wolle daher »der herrschenden Amnesie und der vorsätzlichen Verdrängung entgegenwirken und der UdSSR den ihr gebührenden Platz in der Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkrieges und des Kampfes gegen den Nationalsozialismus zurückgeben« (S. 24), weisen in diese Richtung. Das kann sich bestenfalls gegen eine bestimmte, zugegebenermaßen weit verbreitete Art von konventioneller angelsächsischer Weltkriegshistoriografie mit militärgeschichtlichem Schwerpunkt richten. Hellbeck lässt militärische Aspekte des deutsch-sowjetischen Krieges konsequent außer Acht und interessiert sich auch wenig für dessen Einordnung in einen internationalen Kontext. Stattdessen schildert er intensiv die ideologische Indoktrination der deutschen Bevölkerung durch die vom nationalsozialistischen Regime betriebene antibolschewistische Propaganda, die gezielte und in der Konsequenz dieses Angriffskriegs liegende umfassende Gewalt der in die Sowjetunion einmarschierenden deutschen Verbände gegen sowjetische Kriegsgefangene, bolschewistische Funktionäre und vor allem die jüdische Bevölkerung sowie das jahrelange Leiden der Sowjetbürger unter einer brutalen und in jeder Hinsicht menschenverachtenden Besatzungsherrschaft.

¹ Jochen Hellbeck, World Enemy No. 1: Nazi Germany, Soviet Russia, and the Fate of the Jews, London 2025 (angekündigter Erscheinungstermin bei Penguin Press: 21.10.2025).

Hellbecks Darstellung vermag in diesen Teilen zu überzeugen, zumal sie durchweg quellennah vorgeht und der Leserschaft dabei mancherlei Hinweise auf teilweise im Internet zugängliche Tagebücher und Briefe deutscher und sowjetischer Provenienz gibt sowie darüber hinaus einiges an neuerer Spezialliteratur in englischer Sprache nennt. Auch die von Soldaten der Roten Armee 1944/45 in Ostmitteleuropa, vor allem aber auf dem Gebiet des Deutschen Reiches verübten Gewaltverbrechen kommen in angemessener Weise zur Sprache. Hellbeck sieht sie durch Hass- und Rachegefühle gegenüber den auf sowjetischem Gebiet als Tätervolk wahrgenommenen Deutschen motiviert und »aus einer millionenfachen Erfahrung von unermesslichem Leid« gespeist, ohne dieses Verhalten zu rechtfertigen (S. 461). Insgesamt ist Hellbecks Darstellung von einer gemäßigt wohlwollenden Einstellung gegenüber dem Sowjetstaat geprägt; der Verfasser nimmt die »universalistische sowjetische Haltung« und »die interethnische Solidarität« der Sowjetpolitik ernst (S. 390), sieht die sowjetische Bevölkerung in ihrem Verteidigungskampf gegen die deutschen Invasoren von einem »sowjetisch-humanistischen Geist« und von der »höhere[n] Idee des Kommunismus« geleitet (S. 259 f.) und wähnt den sowjetischen Einmarsch in Deutschland 1945 »getragen von humanistischen Werten« und in Bahnen gelenkt, die »dafür sorgten, dass die meisten Deutschen nach dem Krieg leben durften – mehr noch: gut leben« (S. 462). Über diesen Interpretationsansatz wäre zu diskutieren, zumal Hellbeck die vom Sowjetregime während des Krieges gegen Teile seiner eigenen Armee und Bevölkerung gerichteten Gewalttaten nicht eigens thematisiert.

So entfaltet Hellbeck über weite Strecken seines Buchs ein anschauliches Panorama der grauenhaften Realität des deutschen Vernichtungskriegs gegen die Sowjetmacht und des bitteren, allzu oft tödlichen Loses der Sowjetbürger unter deutscher Herrschaft, das bekannte Sachverhalte frisch illustriert, ohne jedoch neue Einsichten zu vermitteln. Der wissenschaftliche Wert seiner Arbeit ist tatsächlich eng begrenzt. Der Verfasser kündigt im Titel seines Buches zwar eine »Revision« an, teilt aber nirgends präzise mit, was er zu revidieren beabsichtigt. Insbesondere legt er keinen Forschungsstand dar, der erst die Grundlage für eine Revision bieten würde. Das führt dazu, dass er sich in einer langen Anmerkung auf S. 523 f. zwar mit Arno Mayer und Ernst Nolte befasst – immerhin wird en passant auf Noltens bereits 1963 formulierte unzweideutige Einordnung verwiesen, der deutsche Angriff auf die Sowjetunion sei »der ungeheuerlichste Eroberungs-, Versklavungs- und Vernichtungskrieg« gewesen, »den die moderne Geschichte kennt« (zit. nach S. 147) –, aber grundlegende einschlägige Arbeiten etwa von Helmut Krausnick, Eberhard Jäckel, Klaus Reinhardt oder Tobias Jersak werden schlicht ignoriert. Catherine Merridales Buch über »Iwans Krieg« wird gerade einmal erwähnt, die relevanten Bände des Reihenwerks »Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg« bleiben weitestgehend unbeachtet.²

Vor allem aber vermeidet Hellbeck jegliche Auseinandersetzung mit den Publikationen Andreas Hillgrubers, in dessen Arbeiten zum Zweiten Weltkrieg der deutsch-sowjetische Krieg stets im Zentrum stand – tatsächlich reduziert Hellbeck seinen expliziten Gebrauch von Hillgrubers Schriften auf den Nachweis eines einzigen nachrangigen Zitats (Anm. 180 auf S. 547). Das gibt zu denken: Wenn Jochen Hellbeck betont, »um zu verstehen, worum es im Zweiten Weltkrieg im Kern ging, müssen wir uns der zentralen Bedeutung des Kriegsschauplatzes im Osten bewusst werden«, wenn er versichert, »der deutsche Angriff auf die Sowjetunion markierte den Wendepunkt, an dem die Nationalsozialisten ein System des Massenmords in Gang setzten, das zunächst der Vernichtung des jüdisch-bolschewistischen Gegners im Osten galt und anschließend auf Juden in ganz Europa ausgedehnt wurde« (S. 25), dann geht dieses Interpretationsmuster direkt auf Andreas Hillgruber zurück, der in seinen einschlägigen Schriften seit 1965 stets ebenfalls auf die – in Hellbecks Worten – »prinzipiell neue Form von

² Vgl. exemplarisch *Helmut Krausnick*, *Hitlers Einsatzgruppen. Die Truppen des Weltanschauungskrieges*, Frankfurt am Main 1985; *Eberhard Jäckel*, *Hitlers Herrschaft. Vollzug einer Weltanschauung*, Stuttgart 1986; *Klaus Reinhardt*, *Die Wende vor Moskau. Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42*, Stuttgart 1972; *Tobias Jersak*, *A Time to Kill. The Decision to Exterminate the European Jews*, Cambridge 1997; *Catherine Merridale*, *Ivan's War. Life and Death in the Red Army 1939–1945*, New York 2006; *Militärgeschichtliches Forschungsamt* (Hrsg.), *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, 13 Bde., Stuttgart und München 1979–2008.

Gewalt, die ab dem 22. Juni 1941 an der Ostfront zum Einsatz kam« (Anm. 19 auf S. 522), hinwies und in diesem Datum bereits damals den – so nun auch Hellbeck – »zentrale[n] Moment, in dem die Idee, alle Juden zu töten, erstmals konzipiert und umgesetzt wurde« (Anm. 21 auf S. 522), erkannte. Ebenso galt schon für Hillgruber »die Ostfront«, wie Hellbeck sinngleich formuliert, »als der entscheidende Schauplatz des Krieges«, und auch er ließ keinen Zweifel an dem »entscheidende[n] Beitrag der Sowjetunion zur Anti-Hitler-Allianz zwischen 1941 und 1945« (so Hellbeck auf S. 26, erneut ohne jegliche Erwähnung Hillgrubers).³

Schließlich finden sich bei Hillgruber ebenfalls bereits 1965 die für Hellbecks Ansatz wegweisenden Verweise auf Hitlers zentrales Axiom einer engen Verbindung von »Bolschewismus« und »Judentum«, auf die handlungsleitende Formel vom »jüdisch-bolschewistischen Todfeind« und auf das wesentliche Motiv für die spezifische Konzeption des Angriffs auf die Sowjetunion, nämlich »die Ausrottung der ›jüdisch-bolschewistischen‹ Führungsschicht (einschließlich ihrer biologischen Wurzel, der Millionen Juden in Ostmitteleuropa)« mit der für Hitler logisch zwingenden Konsequenz der Einbeziehung sämtlicher europäischer Juden in die »Endlösung«.⁴ Wenn Hellbeck seine analogen Thesen formuliert, ohne Hillgrubers Arbeiten zu kennen, dann weckt das Zweifel an der wissenschaftlichen Qualität seines Herangehens. Wenn er aber Hillgrubers Einsichten in deren Kenntnis wiedergibt, ohne auf ihren Urheber zu verweisen, dann mag das der Rezensent unlauter finden. Es entspricht jedenfalls nicht den wissenschaftlichen Standards.

Einfach nur verfehlt erscheint demgegenüber Hellbecks das gesamte Buch durchziehende Insinuation, die sowjetischen und daraufhin auch weitere europäische Juden seien aus der Sicht der Mörder primär als Bolschewisten erschossen worden. Hellbeck nimmt den spezifisch nationalsozialistischen, mörderischen rassistischen Antisemitismus nicht hinreichend ernst und sucht ihn ohne plausible Belege zu substituieren. Stattdessen nimmt er die in den einschlägigen Aufzeichnungen der Täter regelmäßig niedergeschriebenen fiktiven Begründungen für die Massakrierung der jüdischen Bevölkerung auf sowjetischem Gebiet für bare Münze. Seine analytischen Urteile unterscheiden sich nicht von den Vorwänden der Mörder. Eine Auswahl: »Als Vergeltung für Sabotageakte löschte die SS komplette jüdische Gemeinden aus« (S. 15); »die SS-Männer wollten die jüdisch-bolschewistischen Täter bestrafen« (S. 169); durch die Erschießung von Tausenden Minsker Juden »wurde Platz geschaffen für die 7000 Juden aus Deutschland, die ab dem 12. November [1941] eintrafen« (S. 255). Hellbeck zeigt sich nicht in der Lage, die Vorwände und offenkundigen Lügen der Täter zu dekonstruieren, denen es ihrem Auftrag entsprechend tatsächlich um nichts anderes ging als darum, Juden zu erschießen (vgl. etwa das für die Sprache der Quellen typische lange Zitat auf S. 253 f., das Hellbeck unkommentiert lässt).

Insgesamt erscheint Hellbecks Darstellung über weite Strecken nicht originell, und sie wirkt weder in ihrer Konzeption noch in ihren Thesen hinreichend durchdacht – zu beachten sind hier etwa die über den Text verstreuten, unterschiedlichen und widersprüchlichen Mutmaßungen zum Zeitpunkt von Entschluss und Entscheidung zur Ermordung der europäischen Juden und deren Ingangsetzung. Ärgerlich ist es, dass Hellbeck sich bewusst dafür entscheidet, den antibolschewistischen pejorativen Kampfbegriff »Bolschewiken« als analytischen Terminus zu verwenden (S. 663). Abschließend sei als Beispiel für Hellbecks unzureichende analytische Differenzierung und mangelnde sprachliche Präzision seine Auffassung zitiert, »dass die Deutschen fest entschlossen waren, alle sowjetischen Juden zu töten« (S. 30). Wer waren, wer sind die Deutschen?

³ Vgl. exemplarisch *Andreas Hillgruber*, *Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940-1941*, 2. Aufl. München 1982 (zuerst 1965); *ders.*, *Die »Endlösung« und das deutsche Ostimperium als Kernstück des rassenideologischen Programms des Nationalsozialismus*, in: *VfZ* 20, 1972, S. 133–153; *ders.*, *Das Problem der »Zweiten Front« in Europa 1941–1944*, in: *ders.*, *Deutsche Großmacht- und Weltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 1977, S. 332–350.

⁴ *Hillgruber*, *Hitlers Strategie*, S. 518 f. mit Anm. 12.

Zitierempfehlung

Rainer Behring, Rezension zu: Jochen Hellbeck, Ein Krieg wie kein anderer. Der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Eine Revision, S. Fischer, Frankfurt am Main 2025, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82100.pdf>> [14.10.2025].



Jens-Christian Wagner/Sybille Steinbacher (Hrsg.)

Rechter Geschichtsrevisionismus in Deutschland.
Formen, Felder, Ideologie
(Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 22)

Wallstein Verlag | Göttingen 2025
205 Seiten, Broschur | 20,00 €
ISBN 978-3-8353-5841-6

rezensiert von

Christian Mentel, Berlin

Spätestens seitdem die AfD sich im deutschen Parteiensystem etablierte, erlangte auch das Thema Geschichtsrevisionismus wieder eine neue und beunruhigende Präsenz. In regelmäßigen Abständen vertreten Repräsentantinnen und Repräsentanten dieser Partei Positionen über die Geschichte insbesondere – aber keineswegs ausschließlich – des Nationalsozialismus, die dem wissenschaftlich gesicherten Wissen teils diametral entgegenlaufen und den erinnerungskulturellen Konsens radikal in Frage stellen. Welche Entwicklungen bei dieser Umdeutung der Geschichte in den letzten Jahren festgestellt werden können, darum drehte sich im Oktober 2023 das Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte. Von den elf Vorträgen nebst Podiumsdiskussion nahmen die Herausgeber:innen Jens-Christian Wagner und Sybille Steinbacher neun Beiträge in den Tagungsband auf. In die Abschnitte »Formen«, »Felder« und »Ideologie« gegliedert, soll interdisziplinär und an ein breites Publikum gerichtet das Phänomen des rechten Geschichtsrevisionismus beschrieben werden, wobei der Nationalsozialismus der ausschließliche inhaltliche Bezugspunkt ist.

Im einführenden Beitrag blickt Jens-Christian Wagner vor dem Hintergrund jüngster Vorkommnisse auf die Genese des Geschichtsrevisionismus in der Bundesrepublik. So richtig mag es jedoch nicht funktionieren, einen allgemeinen historischen Abriss von dessen Entwicklung mit einer konkreten aktuellen Perspektive zu verbinden. Weder präsentiert sich der Überblick durchgängig als zuverlässig und analytisch treffend, noch befriedigt der Abschnitt zur Sachlage, mit der Wagner als Gedenkstättenleiter in Thüringen konfrontiert ist, in seiner für den Zweck einer Einführung allzu feingliedrigen Form. Wie schon in der gemeinsam mit Steinbacher verfassten knappen Einleitung, verzichtet Wagner auch hier darauf, den Begriff Geschichtsrevisionismus zumindest so weit zu definieren, dass der Gegenstand nicht nur vom Ende her betrachtet, aus tatsächlichen oder vermeintlichen Motivationslagen der Akteure abgeleitet oder einfach im Vagen belassen wird.

Im ersten Beitrag zum Abschnitt »Formen« thematisiert Fabian Virchow Ausprägungen des Geschichtsrevisionismus, die im politisch heterogenen Protestgeschehen im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie auftraten. Überzeugend legt er die zentrale Rolle von häufig antisemitischen Verschwörungsnarrativen dar, doch wird dabei auch ein diffuses Begriffsverständnis deutlich, dem folgend offenbar jedweder fehlgehende argumentative Bezug auf Geschichte als revisionistisch gewertet wird. Tatsächlich legen die von Virchow dargebrachten Beispiele eher eine Differenzierung zwischen einer auf Unwissen, Ignoranz oder Provokation als Selbstzweck basierenden Rhetorik einerseits und zielgerichteten Versuchen der Geschichtsumdeutung andererseits nahe. Im zweiten Beitrag verbindet Imanuel Baumann in anregender Weise den »gewaltförmigen Geschichtsrevisionismus« nach 1945 mit den Anfängen des deutschen Rechtsterrorismus nach dem Ersten Weltkrieg. Es lohnt, den theoretischen und historiografischen Implikationen seiner Überlegungen nachzugehen. Doch hätte man sich dazu eine noch breitere empirische Grundierung gewünscht, zumal nicht alle von Baumanns Fallbeispielen überzeugen – weshalb beispielsweise Anschläge auf die zur Entnazifizierung eingerichteten Spruchkammern geschichtsrevisionistisch sein sollen, erschließt sich nicht ohne Weiteres.

Volker Weiß widmet sich in seinem dem Abschnitt »Felder« zugeordneten Beitrag einem von ihm als Grundsatzrede bewerteten Grußwort von Götz Kubitschek aus dem Jahr 2023, die »den Stand der vergangenheitspolitischen Position der extremen Rechten« komprimiert wiedergebe (S. 72). Im Abgleich sieht Weiß hier frühere Positionierungen etwa von Armin Mohler nahtlos fortgesetzt, oder, so mag man hinzusetzen, wiederholt und aktualisiert – eine nennenswerte Akzentverschiebung oder gar Weiterentwicklung erkennt Weiß bei Kubitschek nämlich gerade nicht. Derweil blickt Markus Linden, ebenfalls vor der Folie Armin Mohler, auf den Geschichtsrevisionismus der AfD und stellt sowohl die Fortführung alter als auch die Entwicklung neuer Elemente fest. Lindens Akteursverständnis ist jedoch zweifelhaft, werden doch Aussagen aus dem publizistischen Vor- und Umfeld der Partei sowie solche einzelner, keineswegs einflussreicher oder gar repräsentativer AfD-Mitglieder pars pro toto für deren Linie gewertet. Im folgenden Text werten Maik Fielitz und Hendrik Bitzmann 118 von ihnen als geschichtsrevisionistisch kategorisierte Blogartikel aus, die zwischen Januar 2021 und September 2023 in fünf relevanten rechten Alternativmedien veröffentlicht wurden. Sie halten fest, dass deren Topoi »Vehikel der Systemkritik« (S. 116) darstellten: es gehe in ihnen folglich nicht um Geschichte, sondern um aktuelle politische Anliegen. Eine über die quantitative Auszählung von »Revisionsmarkern« hinausgehende inhaltliche Auswertung der Blog-Artikel findet allerdings nicht statt. Im letzten Beitrag des zweiten Abschnitts versucht Justus H. Ulbricht sich an einem Überblick über rechtsextremistische und/oder »neurechte« Verlage, Vertriebe und Presseorgane und lenkt damit den Blick von der digitalen Sphäre zu Recht wieder in Richtung des gedruckten Worts. Eine argumentative Zielrichtung vermag man aus der vorwiegend additiven Reihung von Selbstverortungen und Ankündigungstexten der Verlage jedoch nicht immer abzuleiten. Irritierend wirkt zumal, dass Ulbricht sich in seinen empirischen Aussagen maßgeblich auf Wikipedia-Einträge stützt – mit dem Argument, dass praktisch keine Sekundärliteratur vorliege und er angesichts des Aufwands keine eigenen Forschungen unternehmen könne (S. 138).

Im dritten Abschnitt zu »Ideologie« analysiert Maik Tändler einige Schlüsselwerke und -personen des Geschichtsrevisionismus und weist im Anschluss auf (linke) wissenschaftliche »Anverwandlungen« durch Vertreter postkolonialer Theorien hin. Der empirisch gesättigte Aufsatz ist mit großem Gewinn zu lesen, doch bleibt er zu Ende gleichsam in der Luft hängen: gewichtende Einordnungen oder resümierende Thesen sucht man im lediglich drei Sätze umfassenden Fazit leider vergeblich. Auch zuvor schon bleibt man etwas ratlos zurück, wenn Tändler Armin Mohler und Ernst Nolte attestiert, sich geschichtsrevisionistische Positionen »zwar nicht zu eigen zu machen«, sie aber zu »bewerben« (S. 164) – wo genau der qualitative Unterschied liegt, hätte man gerne gelesen. Im letzten Beitrag des Bandes umreißt Sophie Schönberger – die einzige Frau unter den zehn Beitragenden – die heterogene Gruppe der sogenannten Reichsbürger und Selbstverwalter, beschreibt deren Rechts- und Verfassungs-

fixierung als Selbstermächtigungsstrategie und konstatiert, dass der hier vorherrschende Geschichtsrevisionismus faktisch ein Rechtsrevisionismus sei, die geltende Rechtsordnung also nicht anerkennt, sondern stattdessen die »Fortgeltung einer historischen Rechtslage imaginiert wird« (S. 193). Schönbergers Überblick über die Szene und ihre Entwicklung geht jedoch zu Lasten der eigentlich wesentlichen Analyse der Verflechtung und gegenseitigen Bedingtheit des Geschichts- und Rechtsrevisionismus der »Verfassungsleugner« (S. 186). Bedeutsames Erkenntnispotenzial an der Schnittstelle von Geschichts-, Politik- und Rechtswissenschaft bleibt somit ungehoben.

Die Beiträge des Bands verbinden in unterschiedlichem Maße einen wissenschaftlichen Ansatz mit einer eher angewandten Perspektive der politischen Bildung und/oder Gedenkstättenarbeit – dementsprechend sind auch beide Blickwinkel bei einer Bewertung einzubeziehen. Aus der wissenschaftlichen Perspektive ist zunächst die Aktualisierung des Forschungsstands hervorzuheben, sind derlei Publikationen doch rar gesät und ist deren analytischer Rahmen allzu oft noch in den 1990er-Jahren verhaftet. Methodisch-theoretisch weist der Band nennenswerte Leerstellen auf. Die bedeutendste ist die Unbestimmtheit seines Gegenstands. Was genau unter »Geschichtsrevisionismus« zu verstehen ist, wird trotz (oder wegen) teils apodiktisch anmutender Globalaussagen nicht dargelegt. Wissenschaftliches Neuland kann von solch schwankendem begrifflichem Grund aus nur schwer erschlossen werden, die Begründetheit von Ergebnissen und die Reichweite von Schlussfolgerungen ist entsprechend kritisch zu hinterfragen. Fruchtbar wäre zudem gewesen, wenn der Band neben dem Nationalsozialismus auch die deutsche Kolonialgeschichte mitberücksichtigt hätte – als kontinuierlich wichtiger werdendes Betätigungsfeld eigenen Rechts, aber auch in ihrer Funktion als eine Art »Umwegkommunikation« über die NS-Geschichte.

Der Anwendung in der Praxis kommt die Kompendiumsstruktur des Bands entgegen, bietet er doch einen leicht zugänglichen Überblick über das ebenso disparate wie breite Feld des rechten Geschichtsrevisionismus und ermöglicht Einblicke in Hintergründe und allgemeine Entwicklungslinien von dessen aktueller Konjunktur. Die Gliederung des Bands erfüllt ihren Orientierungszweck dabei nur leidlich, sind die Abschnitte »Formen«, »Felder« und »Ideologie« doch äußerst abstrakt und vieldeutig. Gerade aus Praxissicht wäre indes ein Abschnitt von erheblichem Nutzen gewesen, der sich auf die Techniken des Geschichtsrevisionismus konzentriert, diese an konkreten Beispielen darlegt und transparent macht. Wie genau funktioniert also das geschichtsrevisionistische »Handwerk« – wie wird argumentiert, manipuliert, getäuscht? Ebenso wäre zu wünschen gewesen, dass die das Symposium beschließende Podiumsdiskussion zur Frage des Umgangs von Gedenkstätten mit dem Geschichtsrevisionismus im Band mit abgebildet worden oder aber ein separater Text zu diesem Thema aufgenommen worden wäre. Die Bemerkungen von Wagner im Rahmen seines Beitrags lassen ahnen, wie aufschlussreich es hätte sein können, hierzu mehr zu erfahren.

Zitierempfehlung

Christian Mentel, Rezension zu: Jens-Christian Wagner/Sybille Steinbacher (Hrsg.), Rechter Geschichtsrevisionismus in Deutschland. Formen, Felder, Ideologie, Wallstein Verlag, Göttingen 2025, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82101.pdf>> [14.10.2025].



Thaisa Cäsar

Ungesehen.
Weibliche Migration in der Bundesrepublik
1960 bis 1990
(Stadt – Zeit – Geschichte, Bd. 9)

Wallstein Verlag | Göttingen 2024
168 Seiten, gebunden | 19,00 €
ISBN 978-3-8353-5606-1

rezensiert von

Judith Holland, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

In ihrem Buch »Ungesehen. Weibliche Migration in die Bundesrepublik 1960 bis 1990« macht Thaisa Cäsar auf der Grundlage von Oral-History-Interviews die individuellen Biografien von neun Frauen, die zwischen 1960 und 1990 als Migrantinnen nach Wolfsburg kamen, sichtbar. Dadurch eröffnet sie eine bisher seltene Perspektive auf die Migrationsgeschichte (West-)Deutschlands. Bei der Monografie handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Version der Masterarbeit der Wirtschafts- und Sozialhistorikerin.

Cäsar stellt ihrem Text ein Zitat von Monika Mattes, einer Pionierin im Bereich weiblicher Migrationsgeschichtsschreibung, voran, in dem diese die Unsichtbarkeit weiblicher Arbeitsmigration kritisiert (S. 7).¹ Diese Unsichtbarkeit, die ja auch der Titel ihres Buches aufgreift, besteht gemäß Cäsar in dreierlei Hinsicht: Innerhalb der Gesellschaft als Ganzes, in deren historischer Erforschung durch die Geschichtswissenschaften und schließlich in der subjektiven Wahrnehmung der Migrantinnen selbst, die die Relevanz ihrer eigenen Biografien für die Sozialgeschichte unterschätzen. Die Autorin hingegen unterstreicht die Bedeutung und Vielfältigkeit weiblicher Arbeitsmigration. Wie schon der von ihr gewählte lange Untersuchungszeitraum zeigt, geht es Cäsar nicht nur um die frühe Phase dieses Migrationsprozesses, in der die sogenannten »Gastarbeiter*innen« dominierten. In der Einleitung sowie im weiteren Verlauf unterscheidet sie vielmehr drei Gruppen von Migrationsmotiven bei den Interviewten: Nur zwei der neun Frauen, deren Interviews sie ausgewertet hat, waren im Rahmen der Anwerbeabkommen zwischen 1955 und 1973 nach Deutschland gekommen. Mehrheitlich handelt es sich stattdessen um Frauen, die ihren Ehemännern oder Familien nachgefolgt waren oder aber unabhängig und individuell migrierten. Somit zeigt Cäsar, dass die (Arbeits-)Migration nicht nur weiblicher, sondern auch

¹ Vgl. Monika Mattes, »Gastarbeiterinnen« in der Bundesrepublik Deutschland, in: bpb Kurzdossier »Frauen in der Migration«, 8.4.2019, URL: <<https://www.bpb.de/themen/migration-integration/kurzdossiers/289051/gastarbeiterinnen-in-der-bundesrepublik-deutschland/>> [25.9.2025].

vielfältiger war, als gemeinhin angenommen wird. Viele Frauen waren eben nicht »in Abhängigkeit männlicher Familienmitglieder migriert« (S. 8).

Die neun Migrantinnen hat Cäsar nicht selbst interviewt, sondern die Transkripte narrativer Interviews sekundäranalytisch ausgewertet. Dabei handelt es sich um qualitative Interviews, die der autobiografischen Erzählung der Interviewten und damit ihrer subjektiven Perspektive viel Raum lassen.² Die Interviews stammen aus den Jahren 2022/23 und wurden über das Wolfsburger Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation (IZS) vermittelt – zum genaueren Kontext ihrer Erhebung sowie zur Fallauswahl (es handelt sich laut Autorin um eine »Stichprobe«, S. 20) erfährt man leider wenig. Eventuell wurden aber auch weitere Informationen aus den entsprechenden Forschungsprojekten, in deren Rahmen die Interviews entstanden sind, nicht archiviert. Die Archivierung qualitativer Forschungsmaterialien ist bekanntermaßen mit einigen Herausforderungen verknüpft. Methodisch verortet Cäsar ihre Arbeit innerhalb der Oral History und geht auf damit verbundene Probleme der Zuverlässigkeit und Gültigkeit von Erinnerung ein. Der bei Cäsar nach Harald Welzer zitierten Einschränkung, dass es sich bei autobiografischen Erzählungen nicht um »Erlebnisse und Geschehnisse, wie sie in der historischen Situation geschehen und erlebt worden sind« handele (S. 18),³ ließe sich die Frage entgegenhalten, ob es eine solche objektive Geschichtsschreibung denn überhaupt gibt? Gerade im Mainstream traditioneller Geschichtswissenschaften blieben marginalisierte Gruppen und deren Perspektiven ja oft unberücksichtigt. Bei der Auswertung des Interviewmaterials arbeitet Cäsar mit einem narrativen Analyseverfahren, bei dem ebenfalls von dem Konstruktionscharakter von Erinnerung ausgegangen wird.

Einleitend stellt Cäsar den historischen Kontext der bundesrepublikanischen Migrationsgeschichte dar und geht dabei detailliert auch auf die rechtlichen Bedingungen sowie die strukturellen Voraussetzungen des Arbeitsmarkts im Untersuchungszeitraum ein: Der überwiegende Teil der ausländischen Arbeiterinnen, nämlich um die 90 Prozent, kam nicht im Rahmen der Anwerbeabkommen nach Deutschland, sondern migrierte individuell. Der Anteil von Frauen unter den ausländischen Arbeitskräften insgesamt betrug im Jahr 1973 um die 30 Prozent. Auch weil ihre Bildungsabschlüsse oft nicht anerkannt wurden, galten die meisten von ihnen als gering- oder unqualifiziert. Im segmentierten bundesrepublikanischen Arbeitsmarkt wurden Migrantinnen daher vor allem zu Niedriglöhnen in der Lebensmittel-, Textil-, Elektro- und Metallindustrie beschäftigt. Durch ihre Erwerbstätigkeit im produzierenden Gewerbe unterschied sich ihre Arbeits- und Lebenssituation zudem von der vieler deutscher Frauen dieser Zeit. Von dieser allgemeinen Lage hebt Cäsar dann die besondere Situation in Wolfsburg ab, wo die Arbeitsmigration später einsetzte, zu Beginn vor allem männliche italienische Arbeitskräfte angeworben und insbesondere im Volkswagenwerk anfangs gar keine ausländischen Frauen eingestellt wurden. Damit waren spezifische Herausforderungen für Migrantinnen verbunden, in der »Männerwelt« Wolfsburgs (S. 46) Fuß zu fassen.

In der Folge analysiert Cäsar die Biografien ihrer neun Frauen entlang der Begriffe »Migration«, »Integration« und »Emanzipation«. Dabei handelt es sich um induktiv aus den Interviews rekonstruierte Kategorien und diese bestimmen wesentlich auch die Gliederung der Studie, wobei parallel innerhalb der drei Hauptteile jeweils auch die chronologische Abfolge der einzelnen Lebensverläufe deutlich bleibt. Zur theoretischen Verortung von »Migration« greift Cäsar auf das Aspirations-Capabilities-Framework von Hein De Haas zurück,⁴ bei »Integration« auf systemtheoretische Ansätze, und bei »Emanzipation« stellt sie das durch die Migration gewonnene Empowerment ins Zentrum. Während die Bezugnahme auf die Systemtheorie im empirischen Kapitel zur Integration etwas vage bleibt, ist die Betonung weiblicher »agency« im Kontext von Emanzipation innovativ und überzeugend. Cäsar stellt dadurch die individuelle

² Vgl. Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13, 1983, S. 283–293.

³ Vgl. Harald Welzer, Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: Julia Obertreis (Hrsg.), Oral History, Stuttgart 2012, S. 247–260.

⁴ Hein De Haas, A Theory of Migration. The Aspirations-Capabilities Framework, in: Comparative Migration Studies 9, 2021, S. 1–35.

Handlungsfähigkeit der Migrantinnen heraus, die allzu oft aus der Opferperspektive betrachtet werden. Dabei vergisst sie nicht, kritisch zu reflektieren, »dass diese Narrative eine spezifische Art darstellen, ihre Lebenswege zu erzählen, die auch als Geschichten von Ungerechtigkeit und Herausforderungen erzählt werden könnten« (S. 94). Die queralalytische Darstellung der einzelnen Fallbeispiele nach beispielsweise Migrationsmotiven, Netzwerken, Arbeits- und Lebensverhältnissen und Rassismus-Erfahrungen ist sehr interessant und lesenswert, auch weil dabei die spezifisch weiblichen Bedingungen herausgestellt werden, Erwerbsarbeit und Kindererziehung (wegen mangelnder Betreuungsangebote) in Einklang bringen zu müssen. Eine einleitende Übersicht zu den interviewten Migrantinnen wäre allerdings hilfreich gewesen, um die einzelnen Biografien besser im Blick behalten zu können.

Dies schmälert aber insgesamt nicht das Verdienst von Cäsar, mit ihrem Buch weibliche Migrantinnen und die historische Bedeutung ihrer subjektiven Sichtweisen in den Fokus zu rücken. Durch die empirisch dichte Analyse der Migrationsbiografien der neun Frauen in ihrer Vielfältigkeit wird patriarchal geprägten Stereotypen widersprochen, die Migrantinnen als abhängige Ehefrauen imaginieren. Die Stadt Wolfsburg liefert dabei einen verbindenden Rahmen. Indem Empowerment und Emanzipation nicht auf ihr »westlich-feministisches« Verständnis (S. 141) reduziert werden, eröffnet sich auch eine interkulturelle Perspektive, um die Arbeits- und Lebensverhältnisse von Migrantinnen besser verstehen zu können. Dies macht das Buch anschlussfähig für intersektionale Untersuchungen, die die individuelle Verschränkung von Geschlecht, Migrationsgeschichte und Klasse betonen. Schließlich ist insbesondere auch die äußerst detaillierte und zugleich strukturierte Rekapitulation des Forschungsstands positiv hervorzuheben. Sie zeugt von der umfassenden Recherche der Autorin zu diesem im Allgemeinen bisher unterbelichteten Thema. Davon können Studierende ebenso profitieren wie Forscher*innen, die neu im Feld sind und sich einen Überblick verschaffen möchten.

Zitierempfehlung

Judith Holland, Rezension zu: Thaisa Cäsar, Ungesehen. Weibliche Migration in der Bundesrepublik 1960 bis 1990, Wallstein Verlag, Göttingen 2024, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82102.pdf>> [14.10.2025].



Branko Milanović

Visionen der Ungleichheit.
Von der Französischen Revolution bis zur
Gegenwart

Aus dem Amerikanischen von Stephan Gebauer
Suhrkamp Verlag | Berlin 2024
443 Seiten, gebunden | 34,00 €
ISBN 978-3-518-58817-8

rezensiert von

Friedrich Lenger, Tübingen

Dies ist ein eigenwilliges und vielleicht auch hier und da ein etwas eigentümliches Buch. In ihm wendet der frühere Weltbank-Ökonom Branko Milanović sein Hauptthema der letzten Jahre, die soziale Ungleichheit im Weltmaßstab, dogmengeschichtlich. Das heißt: er befragt eine Reihe bekannter Ökonomen der vergangenen drei Jahrhunderte daraufhin, was ihr Werk zum Verständnis der sozialen Ungleichheit beitragen kann. Dabei ist seine methodische Herangehensweise insofern historischer als die anderer Dogmenhistoriker, als er die Konzepte und Theorien seiner Autoren konsequent auf Daten bezieht, die über die Sachlage zur Zeit der Entstehung der diskutierten Schriften vorliegen, und sie nicht unerschwerlich in eine Fortschrittsgeschichte einordnet, die in der Gegenwart ihren Höhe- und vorläufigen Endpunkt findet. Mit anderen Worten: er fragt nicht, welches Teilelement heutiger Weisheit schon im 18. Jahrhundert verfügbar war, sondern wie die Tragfähigkeit von Analysen früherer Jahrhunderte und Jahrzehnte im Lichte des heute verfügbaren historischen Wissens über die dort behandelten Themen einzuschätzen ist.

Inhaltlich liegt der Fokus ganz auf der Einkommensverteilung und ihrer Entwicklung; was die behandelten Autoren zu anderen Themen zu sagen haben, wird ausgeblendet. Und dieser Fokus erklärt auch die ansonsten vielleicht etwas eigenwillig anmutende Auswahl der Autoren: Francois Quesnay, Adam Smith, David Ricardo, Karl Marx, Vilfredo Pareto und Simon Kuznets. Diesen sechs Denkern ist jeweils ein Einzelkapitel gewidmet, denen ein siebtes Kapitel folgt, das sehr kritisch im Urteil die Ungleichheitsforschung im Kalten Krieg behandelt, sowie ein Nachwort, in dem Milanović die historisierende Perspektive aufgibt und Perspektiven einer zukünftigen Ungleichheitsforschung skizziert.

Quesnay steht am Anfang, weil Milanović im »Tableau Économique« der Physiokraten das erste aus den wirtschaftlichen Besitz- und Produktionsbedingungen abgeleitete Klassenschema sieht, so stark auch dieses von einer rechtlich festgeschriebenen Ständeordnung überlagert sein mochte. Den Versuch, Umfang und Einkommen der so bestimmten Gesellschaftsklassen

zahlenmäßig zu beziffern, sieht er als wegweisend an, ohne deshalb Schwachpunkte wie die Homogenisierung der Einkommenslage der jeweiligen Gesellschaftsklassen oder die einseitige Fixierung auf die Agrarproduktion zu verschweigen. Für Quesnay kommt der Verfasser mit weniger als 20 Seiten aus. Die Würdigung Adam Smiths ist schon doppelt so umfangreich und fällt doch ein wenig disparat aus. So scheint es etwa wenig angemessen, dessen »Theorie der ethischen Gefühle« als »von einem Prediger« stammend zu charakterisieren (S. 87). Insgesamt dürfte die etwas ambivalente Haltung des Verfassers gegenüber Adam Smith vor allem daher rühren, dass einerseits für Smith die Einkommensverteilung nicht zentral ist, Milanović aber andererseits nicht ohne dessen Unterscheidung von Rente, Lohn und Profit auskommt, wenn er in den folgenden Kapiteln mit Ricardo und Marx zwei Autoren diskutiert, die ihn weit mehr faszinieren als Quesnay oder Smith.

An Ricardo beeindruckt den Verfasser in erster Linie, wie dieser eine systematische Verbindung zwischen dem Verhältnis von Löhnen, Profiten und Renten einerseits und wirtschaftlichem Wachstum andererseits konstruierte. Da für Ricardo die Reallöhne an die Subsistenzkosten der Arbeiterschaft gebunden waren, wurden die Getreidepreise zum Schlüsselfaktor. Denn ihr Steigen konnte im Extremfall dazu führen, dass die Löhne eine Höhe erreichten, die für Profite der agrarkapitalistischen Pächter keinen Platz ließ. Ohne Profite gab es aber keine Investitionen, so dass das Resultat (zu) hoher Getreidepreise wirtschaftliche Stagnation sein musste. Unter der für Ricardo selbstverständlichen Voraussetzung einer Bindung der Reallöhne an die Subsistenzkosten fand der zentrale Konflikt zwischen rentenbeziehenden Grundeigentümern und (Agrar-)Kapitalisten statt. Ersteren den Zollschatz zu entziehen, wie es erst in den 1840er-Jahren in Großbritannien mit Abschaffung der »corn laws« geschehen sollte, senkte die Getreidepreise und die mit ihnen verkoppelten Nominallöhne, während die Profite stiegen, die für Ricardo Investitions- und Wachstumstreiber waren.

In wie hohem Maße Marx an Smith und insbesondere an Ricardo anknüpfte, ist wohl bekannt. Ihm widmet Milanović das umfangreichste seiner einzelnen Autoren gewidmeten Kapitel und zeigt zum einen, wie bei Marx die Grundeigentümer in der Klasse der Kapitalisten aufgehen, und dass zum anderen die Reallöhne auch nicht fest an die Subsistenzkosten gebunden sind. Unabdingbar für das Funktionieren einer kapitalistischen Gesellschaft ist aber, dass die Löhne nicht so weit steigen, dass das gesamte Nettoprodukt an die Arbeiter geht. Wie Ricardo zukünftiges Wirtschaftswachstum an Profite bindet, so Marx die Existenz des Kapitalismus. Nicht zuletzt deshalb kommt der Entwicklung der Profitrate bei ihm eine so grundlegende Bedeutung zu. Milanović diskutiert ausführlich Marxens und einige an Marx anknüpfende Überlegungen zum tendenziellen Rückgang der Profitrate, der erfolgen muss, wenn das variable Kapital, also die für die allein Mehrwert schaffende Arbeit aufgewandten Mittel, im Verhältnis zum konstanten Kapital an Bedeutung einbüßt, wie das für die immer kapitalintensivere Produktion seit dem späten 19. Jahrhundert typisch war. Dieser Tendenz konnte allerdings eine gestiegene Arbeitsproduktivität entgegenwirken, die – wenn nicht von Lohnsteigerungen ausgeglichen – die Mehrwertrate steigern konnte. Von einem tendenziellen Rückgang der Profitrate war also nur so lange auszugehen, wie der Anstieg des konstanten im Verhältnis zum variablen Kapital stärker ausfiel als der Anstieg der Mehrwertrate bezogen auf das letztere. Über diese grundsätzlichen Erwägungen hinausgehend diskutiert Milanović aber noch eine ganze Reihe von weiteren Möglichkeiten den tendenziellen Fall der Profitrate zu konterkarieren, und er tut dies auch mit Hilfe anregender Vergleiche mit anderen Ökonomen und Ökonominen.

Die Kapitel zu Ricardo und Marx sind für den Rezensenten die überzeugendsten und anregendsten des ganzen Buches. Auf sie folgt die Auseinandersetzung mit Vilfredo Pareto, die der Verfasser braucht, um den Perspektivwechsel von der Einkommensverteilung zwischen Klassen zu der zwischen Einzelpersonen einführen zu können, wie sie bis hin zu Thomas Piketty dominant geworden ist. Er verschweigt dabei weder, dass das empirische Fundament Paretos elitenlastig war, weil es nur die steuerzahlende Spitze der Einkommenspyramide erfasste, noch dass seine Äußerungen zur naturgesetzlichen Ungleichheit elitär waren, und lässt insgesamt

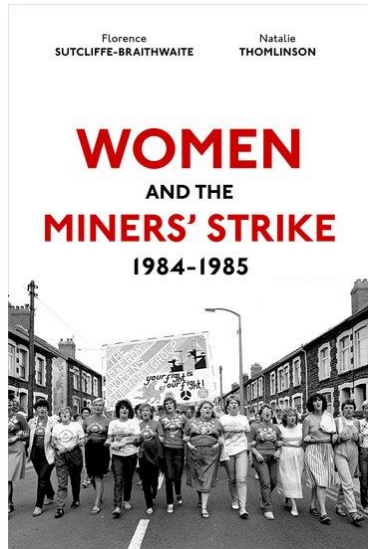
deutlich durchblicken, dass Pareto für ihn kein Autor auf Augenhöhe mit Ricardo und Marx ist. Mehr Sympathie bringt er Simon Kuznets entgegen, dessen Hypothese einer im Verlauf eines beschleunigten Wirtschaftswachstums zunächst zunehmenden Ungleichheit der Einkommen, auf die nach einer Zwischenphase der Stabilität dann eine Phase zunehmender Egalität folge, zwar von den Entwicklungen der letzten drei oder vier Jahrzehnte widerlegt worden sei, die aber gleichwohl Anregungspotenzial behalte, weil Kuznets stärker als andere Ökonomen die Veränderungen der Einkommensungleichheit in Bezug zu strukturellen Wandlungsprozessen wie Urbanisierung und Industrialisierung gesetzt habe.

Wenngleich Milanović auch die Begrenztheiten der ganz überwiegend aus den 1950er- und 1960er-Jahren stammenden Arbeiten von Kuznets klar benennt, erscheinen sie ihm doch gleichsam als letztes Highlight vor der Tristesse der folgenden Jahrzehnte. Ein ausführlicher Überblick belegt diesen Befund und ist von einer sehr grundsätzlichen Kritik an der neoklassischen Wirtschaftswissenschaft unterlegt. Für die konstatierte Tristesse führt der Verfasser drei Hauptgründe ins Feld: »die Geopolitik im Kalten Krieg, die Hinwendung der Ökonomie zur Abstraktion und die Finanzierung der Forschung durch die Reichen« (S. 265). Zumindest der erste dieser Faktoren und teilweise auch der dritte hätten indessen die Ungleichheitsforschung in der benachbarten Soziologie ebenfalls treffen müssen. Für diese einen ähnlichen Befund der Trostlosigkeit auszustellen, scheint aber wenig plausibel. Die Erwähnung von Namen wie Pierre Bourdieu oder Anthony Giddens begründet allein schon massive Zweifel. Hier ist die disziplinäre Perspektive des Verfassers einfach zu eng, was schon einer angemessenen Würdigung der soziologisch-sozialpsychologischen Werkbestandteile des Moralphilosophen Adam Smith im Wege gestanden hatte. Deshalb dürften nicht wenige Leserinnen und Leser rasch zum Nachwort weiterblättern, das einen Neuanfang der Ungleichheitsforschung im 21. Jahrhundert konstatiert und insbesondere Pikettys »Das Kapital im 21. Jahrhundert«¹ sowie den Übergang zu einer globalen Betrachtung von Ungleichheit als wegweisend preist. Implizit ist das ein Plädoyer für die Öffnung der Wirtschaftswissenschaften in Richtung von Soziologie und Geschichtswissenschaft, ein Weg, den Milanović selbst ein Stück weit geht, dessen Realisierung man sich allerdings noch konsequenter wünschen würde.

Zitierempfehlung

Friedrich Lenger, Rezension zu: Branko Milanović, Visionen der Ungleichheit. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, Suhrkamp, Berlin 2024, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82103.pdf>> [27.10.2025].

¹ Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014.



Florence Sutcliffe-Braithwaite/Natalie Thomlinson

Women and the Miners' Strike, 1984–1985

Oxford University Press | Oxford 2023
298 Seiten, Hardback | £ 36.49
ISBN 9780192843098

reviewed by

Jörg Arnold, Institut für Zeitgeschichte München–Berlin

In January 1987, nearly two years after the end of the famous 1984–5 British miners' strike, journalist Bruce Anderson reviewed the edited collection »The Enemy Within: Pit Villages and the Miners' Strike« for the conservative »Sunday Telegraph«. At the time of writing, the battle over the memory of the bitter, year-long confrontation between the National Union of Mineworkers (NUM) and the Thatcher government was in full swing. Under the headline, »Dangerous wives«, Anderson denounced the miners' struggle to defend pits and communities as »an attempt [...] to unleash a brutish Stalinism«, with miners' leaders demonstrating »utter contempt for democracy«. Anderson reserved particular opprobrium for the women's support movement, which had sprung up all across the coalfields in the spring of 1984. »Leftist meddlers«, Anderson claimed, had caused »lasting damage to miners' prospects of a tranquil home life«. He invited his readers to picture a miner back home from work at the pit. Instead of being treated to a hearty Yorkshire dinner and a steaming mug of tea by an apron-clad housewife, Anderson's imaginary miner was enjoined by his newly emancipated partner to help prepare a vegetarian dish. Instead of rushing off to the pub, he was expected to spend the evening looking after the children while »his wife goes out to her consciousness-raising session (women only)«.¹

For all the scorn that »Dangerous Wives« heaped on the miners and their supporters, arguably Anderson, too, had bought into a trope that gained ever more traction as the events of 1984/85 receded in time, namely that the year-long strike had revolutionised gender relations in the coalfields. It is precisely this trope, usually told in a »heroic« mode rather than in Anderson's caricatured version, which the historians Florence Sutcliffe-Braithwaite and Natalie Thomlinson set out to complicate in their new monograph. »To complicate« is a verb that the authors use themselves, and it describes well their achievement in this superb study. »Women and the

¹ Bruce Anderson, Dangerous Wives, in: Sunday Telegraph, 18 January 1987; cf. Raphael Samuel/Barbara Bloomfield/Guy Boanas (eds.), The Enemy Within. Pit Villages and the Miners' Strike of 1984-5, London 1987.

Miners' Strike 1984-85« is not a demolition job that seeks to uncover the »real« story behind the myth, but, in an exemplary fusion of social and cultural history, takes seriously the emancipatory stories told about the strike by protagonists without taking them at face value. In doing so, Sutcliffe-Braithwaite and Thomlinson show that the »heroic« narrative was but one script among others through which the lived experience of the strike could be told - albeit a particularly potent one. The »heroic« narrative was consciously promoted by key activists during the time of the strike itself; it became hegemonic only as the collective memory of the strike began to flatten out the complexity of lived experiences. There were other stories among strike-supporting women, as the authors show: of agony over the loss of hard-won affluence after the strike's ultimate failure; of shame at being reduced to recipients of charitable giving. There were also relatively undramatic stories of getting by in difficult times, often with the help of close relatives. On the opposite end of the spectrum, among coal communities who had refused to join the strike, there were stories of women who supported their non-striking loved ones throughout the duration of the dispute - stories about which we seldom hear today, because there is no redemptive cultural script available for them. It is to the book's great credit that the many complicated, troubled narratives are treated with the same seriousness and compassion as the more obviously positive stories of the strike activists.

The book's source base is remarkable. While 84 oral history interviews were conducted for this study, the authors do well not to lean too heavily on this body of source material alone. They have sifted through a wealth of sociological literature on the strike and its aftermath, and have also made excellent use of original documents, both from official archives and private collections. The study also benefits from the authors' exceptional command of the research literature on modern British history and of gender history. The book's four chronologically arranged main chapters take the reader through the dramatic events of 1984/85, from the »early days« to the »high noon« of the summer of 1984 to »crisis and drift« in the autumn, and ultimately »defeat« in the spring of 1985.

While these chapters are empirically rich and wonderfully nuanced in their discussion of the ebb and flow of the support movement, much analytical work is done in the four chapters that frame the chronologically arranged chapters. It is here that Sutcliffe-Braithwaite and Thomlinson succeed in putting the events of 1984/85 in perspective without negating their significance - a remarkable achievement given the books' focus and title. As they demonstrate convincingly, rather than the strike revolutionising gender relations in the coalfields, it would be more appropriate to argue that it was changed gender relations themselves that made the support movement possible in the first place. In other words, in order to understand what happened in 1984/85, we need to grasp the significance of the social and cultural changes that had been ongoing since the end of the Second World War. Among those changes was increased participation of women in the official labour market, greater female involvement in the trade unions and in the parties of the Left, and equally important, the rise in the ideal of companionate marriage. The socio-cultural change during Britain's »meritocratic moment« (Dean Blackburn)² provided the basis for the support movement to develop and gain momentum in 1984: Rather than »ordinary housewives«, seasoned campaigners, some of them members of the Communist Party of Great Britain, furnished the organisational backbone for »Women Against Pit Closures«. Meanwhile, rather than charitable giving, it was women's independent income from waged labour that kept many striking families going through twelve long months of struggle.

Indeed, as Sutcliffe-Braithwaite and Thomlinson make clear, the very idea of mining communities as residues of unreconstructed patriarchal traditionalism - a trope powerfully exploited for dramatic effect in such influential feature films as »Billy Elliot« (2000) and »Pride« (2014) - was simply no longer true by the early 1980s. On the eve of the strike, on key indicators such as household income, education, participation in the labour market, or family size,

² Cf. Dean Blackburn, *Penguin Books and Political Change. Britain's Meritocratic Moment, 1937-1988*, Manchester 2020.

coalfield communities in Britain were not much different from other working-class communities. While the cultural and social changes of the post-war years had done much to ›normalise‹ the miners' position in the class structure, the myth of the miner as both militant and traditional, as vanguard and residue, had been powerfully revived by the conflicts of the 1970s³ – and it was out of these tropes that the support movement built the narrative of political awakening of »ordinary miners' wives« that dominates today's public memory, and regrettably, also informs much scholarly literature.

Sutcliffe-Braithwaite and Thomlinson offer a wonderfully nuanced - and powerfully written – account that advances our understanding of the miners' strike as well as of post-war British social and gender history in general. »Women and the Miners' Strike« is a model of how history should be written, and of what scholarship can do to deepen our understanding of iconic moments in history. It is a landmark study that deserves a wide readership.

Zitierempfehlung

Jörg Arnold, Rezension zu: Florence Sutcliffe-Braithwaite/Natalie Thomlinson, *Women and the Miners' Strike, 1984–1985*, Oxford University Press, Oxford 2023, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82104.pdf>> [15.10.2025].

³ Cf. Jörg Arnold, *The British Miner in the Age of De-industrialization. A political and cultural history*, Oxford 2023.



Klaus Leesch

Eduard Bernstein (1850–1932). Leben und Werk

Campus Verlag | Frankfurt am Main/New York 2024
1788 Seiten, 2 Bde., gebunden | 189,00 €
ISBN 978-3-593-51941-8

rezensiert von

Thilo Scholle, Berlin

Eduard Bernstein (1850–1932) gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der deutschen und internationalen Sozialdemokratie bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Als inhaltlicher Referenzpunkt für einen sozialreformerischen politischen Kurs dient er darüber hinaus bis heute, auch wenn eine genauere Rezeption seines schriftstellerischen Werks gegenwärtig kaum noch zu beobachten ist.¹ Vor diesem Hintergrund ist die nun erschienene zweibändige biografische Studie von Klaus Leesch nicht nur mit Blick auf ihren Umfang von 1788 Seiten ausgesprochen bemerkenswert.

Das Ziel der Arbeit besteht laut Autor »in einer umfassenden Darstellung der Person und des Gesamtwerks Eduard Bernsteins« (S. 22). Die meisten früheren Veröffentlichungen würden sich auf den politischen Menschen Bernstein insbesondere während des Revisionsmusstreits und in der Zeit des Ersten Weltkriegs beschränken, eine umfassende Lebensdarstellung mit allen relevanten Stationen fehle aber.² Eine weitere Notwendigkeit sich mit dem Leben Bernsteins und seinen politischen Vorstellungen zu beschäftigen leite sich aus der Weltlage nach dem Ende des »real existierenden Sozialismus« und in der Zeit eines »abklingenden Neoliberalismus« (S. 22) ab. In einer solchen Lage scheine es sinnvoll, so Leesch, neu über einen demokratischen Sozialismus nachzudenken. Bernstein biete dazu viele Anregungen, weil er genau einen solchen Sozialismus in Deutschland von der Sozialdemokratie habe gestaltet sehen wollen. Ein auf den Erkenntnissen der Marx'schen Theorie basierender, aber in wichtigen Punkten den

¹ Vgl. zuletzt Horst Heimann/Hendrik Küpper/Klaus-Jürgen Scherer (Hrsg.), Geistige Erneuerung links der Mitte. Der Demokratische Sozialismus Eduard Bernsteins, Marburg 2020; Tom Strohschneider (Hrsg.), Eduard Bernstein oder: Die Freiheit des Andersdenkenden, Berlin 2019.

² Die bislang erschienene Literatur zu Bernstein teilt Leesch in einer kurzen Durchmusterung in »biographisch orientierte Texte« (S. 26) und »politisch-theoretisch orientierte Texte« (S. 29) ein, handelt die entsprechenden Werke aber jeweils nur mit wenigen Sätzen ab. Vgl. insbesondere Francis L. Carsten, Eduard Bernstein 1850–1932. Eine politische Biographie, München 1993 (laut Leesch aber »weitgehend aus der Sekundärliteratur erarbeitet«, S. 27).

tatsächlichen Gegebenheiten angepasster Sozialismus sei für ihn die einzig mögliche Form der Demokratie gewesen.

Die Darstellung folgt chronologisch den Lebensstationen Bernsteins. Enthalten sind zudem zwei Exkurse zum »Historiker Eduard Bernstein« sowie zu »Eduard Bernstein und die jüdische Frage«. Nach einer kurzen Skizze von familiärer Herkunft und Jugend steigt der Text schnell in die Entwicklung des politischen Menschen ein. Insbesondere die frühe Hinwendung zum marxistischen Teil der jungen Arbeiterbewegung wird nur sehr knapp dargestellt, so dass diese erste einschneidende inhaltliche Prägung in der Sozialdemokratie etwas unklar bleibt. Wesentlich ausführlicher wird die Darstellung erst mit Beginn des Aufenthalts Bernsteins in der Schweiz als Sekretär bei Karl Höchberg sowie als Redakteur des »Sozialdemokrat« in Zürich in den 1880er-Jahren. Hier macht sich Leesch auch daran, den »frühe(n)« (S. 164) Marxismus Bernsteins etwas intensiver zu erläutern. Dieser sei stark von seiner Freundschaft mit Karl Kautsky geprägt worden sowie durch einen engen Briefaustausch mit Friedrich Engels. Auffällig sei bereits hier die nachdrückliche Ablehnung von Anarchismus und Radikalismus sowie auch eine klare Wendung gegen »Opportunismus«, der ihm dann während des Revisionismusstreits selbst vorgeworfen worden sei. Der Autor stellt dies anhand vieler zeitgenössischer Zitate dar, die Bernsteins Verbundenheit mit klassischer marxistischer Argumentation in dieser Phase verdeutlichen und im Umkehrschluss dann auch die spätere Verwunderung über seine revisionistische Wende verständlich machen sollen.

Sehr ausführlich ist sodann die Schilderung von Bernsteins Exilzeit in England ab 1888. Hier beginnt auch die umfassende Darstellung des Revisionismusstreits in der Sozialdemokratie. Leesch arbeitet dabei anhand brieflicher Zeugnisse heraus, dass Bernstein sich stets sehr bewusst an neue Umgebungen angepasst habe – hier verstanden im Sinne einer Aufnahme neuer gesellschaftlicher sowie theoretisch-analytischer Entwicklungen. Breiten Raum nimmt die Darstellung des Bruchs zwischen Bernstein und Kautsky ein, die der Autor auf das Frühjahr 1898 datiert. Bis dahin sei Bernstein trotz durchaus kontroverser Diskussionen davon ausgegangen, sich mit Kautsky insgesamt auf einer Linie zu bewegen. Mit Kautskys Rolle in den inneren Auseinandersetzungen der Sozialdemokratie geht Leesch hart ins Gericht. Kautsky habe Bernstein ohne Vorwarnung auch öffentlich hart angegriffen, um seine eigene innerparteiliche Rolle zu bewahren. Insbesondere in diesen Abschnitten der Biografie wirkt die Parteinahme des Autors für seinen Protagonisten etwas einseitig: Während Bernstein stets zugebilligt wird, sich bei allen polemischen Spitzen doch sachlich um die Klärung inhaltlicher Fragen bemüht zu haben, werden Kautsky, aber auch anderen Akteuren wie August Bebel, meist rein taktische Interessen unterstellt, bei denen es allein um die Festigung des bisherigen Kurses der Partei sowie der jeweils eigenen Rolle in ihr gegangen sei. Tiefergehende inhaltliche oder analytische Überzeugungen werden Bernsteins Gegenspielern nicht zugestanden.

Durchaus differenzierter hält Leesch später aber fest, Bernsteins eigentliches Ziel sei es gewesen, »eine Diskussion über eine pragmatischere Taktik der Partei anzuregen und andere Möglichkeiten der Gesellschaftsentwicklung aufzuzeigen, als die dogmatische Abwartehaltung der Parteiführung weiter hinzunehmen« (S. 727). Dass die Diskussion und die politische Ausgangslage im Deutschen Kaiserreich eine andere war als in Großbritannien, sei Bernstein zwar bekannt, aber nicht ausreichend klar in den Konsequenzen gewesen. Diese Einordnung ist sicherlich nachvollziehbar. Die dahinter liegende und für den Revisionismusstreit keineswegs irrelevante Debatte über die Interpretation Marx'scher Theorie interessiert den Autor dagegen deutlich weniger. So wird zwar festgehalten: »Kautsky, der die Kritik an der marxschen Sicht auf die Mehrwerttheorie nicht verstand oder verstehen wollte, verbannte Bernstein in das Reich der Utopie.« (S. 737) Dass in diesen Auseinandersetzungen mit Bernstein und anderen Protagonisten des »revisionistischen« Flügels wie etwa Kurt Eisner durchaus handfeste Unterschiede in der Analyse des Kapitalismus und den daraus folgenden politischen Schlussfolgerungen zum Ausdruck kamen, scheint Leesch aber nicht wirklich bedeutsam zu sein. Bernsteins Anliegen sei es gewesen, die Praxis der Sozialdemokraten und ihre theoretischen Grundlagen in Übereinstimmung zu bringen. Im Endeffekt sei es der Partei jedoch

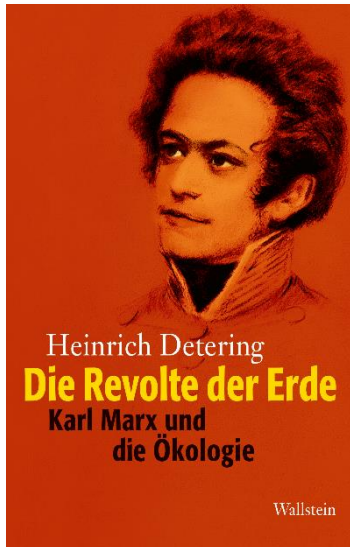
erst mit dem Godesberger Programm im Jahr 1959 gelungen, ihre durch die engen theoretischen Bezüge auf Marx entstandene dogmatische Enge zu überwinden.

Die (im Unterschied zu Kautsky) milde gesagt ambivalente Haltung Bernsteins zum deutschen Kolonialbesitz wird von Leesch durchaus kritisch angesprochen. Ausführlich und gut nachvollziehbar ist auch die Darstellung von Bernsteins Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter ab 1902. Deutlich wird hier, dass der Revisionsmusstreit eigentlich nur für einen recht kurzen Zeitraum zentral für Bernsteins Rolle innerhalb der Partei war. Spätestens mit dem Breslauer Reichstagsmandat befand er sich wieder in einer einflussreichen Position und gehörte auch im internationalen Kontext zu den bekanntesten Persönlichkeiten der deutschen Sozialdemokratie. Den weiteren Lebensweg Bernsteins schildert Leesch durchaus schlüssig, auch mit Blick auf dessen Positionierung zwischen Mehrheitssozialdemokratie und Unabhängigen während des Ersten Weltkriegs und in der frühen Weimarer Republik.

Die von Peter Brandt an der Fernuniversität Hagen betreute Dissertation von Leesch ist der mit Abstand umfassendste Versuch einer Gesamtdarstellung von Leben und Wirken Eduard Bernsteins. Die Darstellung ist minutiös, manchmal aber auch etwas kleinteilig. Dem selbstgesteckten Anspruch einer umfassenden Lebensbeschreibung kommt der Autor so zwar sehr nahe. Zuweilen ist die große Detailtiefe aber auch problematisch, da sie den Lesefluss hemmt. Priorisierungen des vorgefundenen biografischen Materials durch den Autor wären manches Mal hilfreich gewesen, ohne dem Ziel einer umfassenden Lebensdarstellung zu widersprechen. Auch geht der analytische Zugriff des Autors auf den politischen Intellektuellen Bernstein über seine grundsätzliche Zustimmung zur Idee eines demokratischen Sozialismus nicht hinaus. Die theoretischen Hintergründe und die wirtschafts- sowie gesellschaftsanalytischen Bezugspunkte der Auseinandersetzungen insbesondere im Umfeld des Revisionismusstreits treten dagegen klar in den Hintergrund. Unterstrichen wird durch die vorliegende Arbeit immerhin die enorme Breite des Werks von Eduard Bernstein und sein außerordentlich intensives politisches Leben. Die Lektüre der Arbeit regt damit durchaus dazu an, sich erneut mit ihrem Protagonisten zu beschäftigen.

Zitierempfehlung

Thilo Scholle, Rezension zu: Klaus Leesch, Eduard Bernstein (1850–1932). Leben und Werk, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2024, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82105.pdf>> [27.10.2025].



Heinrich Detering

Die Revolte der Erde.
Karl Marx und die Ökologie

Wallstein Verlag | Göttingen 2025
221 Seiten, gebunden | 28,00 €
ISBN 978-3-8353-5807-2

rezensiert von

Mirko Schwagmann, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn

Anschließend an die Arbeiten des Philosophen Kohei Saito und des Soziologen John Bellamy Foster¹ betrachtet Heinrich Detering in seiner neuesten Schrift die Verbindungen zwischen Karl Marx und der Ökologie auf eine explizit literaturwissenschaftliche Weise. Ziel ist es, der von der Romantik geprägten Ader in Marx' Schriften nachzugehen und in Abgrenzung zu Saito aufzuzeigen, dass Marx sehr wohl bereits in seinem Frühwerk auch ökologisch argumentierte. Somit stehen nicht ökonomische oder politische Theorien im Zentrum dieses Buches, sondern das ökologische Framing und die literarische Performanz bei Marx, die laut Detering in der bisherigen Forschung meist unbeachtet geblieben sind.

Dieser Zielsetzung folgt der Autor im Rahmen von sechs Kapiteln, die zu großen Teilen chronologisch die Marx'schen Schriften behandeln. Ausgehend von Marx' frühen Artikeln zum Holzdiebstahlsgesetz blickt Detering zunächst auf die Romantik zurück und thematisiert dabei die von Marx während seiner Studienzeit verfassten Gedichte. In dem darauffolgenden Abschnitt setzt sich der Autor mit den »Pariser Heften« auseinander, bevor er mit Rückgriffen auf Darwin, Goethe und Shakespeare zur Analyse der ökologischen Passagen aus »Das Kapital« übergeht. Abgeschlossen wird das Buch mit den Auseinandersetzungen des späten Marx mit dem Thema der agrarischen Allmende-Ökonomie und anderen naturwissenschaftlichen Studien. So werden auf knapp 200 Seiten die zentralen Schriften von Marx thematisiert und in einen literaturwissenschaftlichen Kontext gesetzt, wobei ein besonderes Augenmerk auf Marx' literarische Zitate, Fußnotenexkurse und handschriftliche Notizen gelegt wird.

Für den ersten Abschnitt über das preußische Holzdiebstahlsgesetz von 1842, in dem der Landbevölkerung das bis dahin gewohnheitsrechtlich tolerierte Sammeln von Raff- und Brennholz verboten wurde, arbeitet Detering heraus, dass der Journalist Marx in seinen

¹ Kohei Saito, *Natur gegen Kapital. Marx' Ökologie in seiner unvollendeten Kritik des Kapitalismus*, Frankfurt am Main 2016; John Bellamy Foster, *Marx' Ökologie. Materialismus und Natur*, Münster 2024.

damaligen Abhandlungen metaphorisch die Solidarität der Bäume mit den Armen beschrieb und sich hierbei einer romantischen Rhetorik bediente. Die Bäume erscheinen menschlicher als die Menschen, da sie als Freunde und Helfer der Armen auftreten. Somit wird die Revolte der Armen bei Marx zugleich zu einer Revolte der Bäume.

Weniger politisch behandelt das zweite Kapitel die Romantik und deren Einfluss auf das Wirken von Marx, das laut Detering in der Wissenschaft bisher fast unbeleuchtet geblieben sei. Seine Analyse des Naturdenkens in der Frühromantik – unter anderem bei Wilhelm Heinrich Wackenroder, Ludwig Tieck oder William Wordsworth, die sich allesamt auf der Höhe der damaligen Naturwissenschaft bewegten – mündet in der Betrachtung der »Idee der Erde« bei Karoline von Günderrode. Mit Referenz auf Novalis, Goethe und die zeitgenössische Beschreibung der Erde als »durch und durch belebten, handelnden, sich gegenüber den Menschen aussprechenden *oikos*« (S. 40) zeichnet der Autor dann die Beeinflussung des jungen Marx durch die Romantik nach. Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel und Marx' Mitgliedschaft im studentischen Bonner »Poetenbund« dienen ihm als erste Indikatoren für diese Verbindung. Wie tief Marx von der Romantik geprägt war, zeigt er aber vor allem anhand einer noch nie betrachteten naturromantischen Trilogie Marx'scher Gedichte auf. Denn in dieser Trilogie fragt Marx – Detering zufolge – nach dem Ursprung und der Beschaffenheit des Lebens selbst. Die zu Lebzeiten unveröffentlichten Gedichte »Sirenengesang«, »Lied der Elfen« und »Gnomenlied« – für die Novalis und Goethe als Vorbilder dienten – behandeln jeweils das Wasser, das Licht und die Erde, wobei letzteres für ihn den wahren Ursprung einer Welt darstellt. Zwar distanzierte sich Marx später von diesen Gedichten, doch Detering kann herausarbeiten, dass die Schriften zum Holzdiebstahlsgesetz eine Verbindung zwischen der Stimmung in den genannten Gedichten und Marx' trockener abgefassten Dissertation »Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie« herstellen.

Im nächsten Kapitel geht Detering näher auf zwei von Marx entwickelte Metaphernkomplexe ein, die zusammen dessen Begriff des »Stoffwechsels« prägten: auf der einen Seite die Idee der mütterlichen Natur und der Mutter Erde, deren Ursprünge Detering bis in die griechische Antike zurückverfolgt und über Marx' Zeitalter hinausgehend mit der in den 1970er-Jahren entwickelten Gaia-Hypothese in Verbindung setzt; auf der anderen Seite die Natur als Leib des Menschen, in dem alles Teil der Natur ist. Zwar sollte es noch dauern, bis Marx die Erde als niemandes Eigentum proklamierte, doch erkennt Detering schon in dessen früher Schaffensphase Ansätze für diese spätere These, da Marx die Erde bereits hier nicht als Untergebene, sondern als Akteurin kennzeichnet.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich zunächst mit der Marx'schen Rezeption von Charles Darwins Werk »Über die Entstehung der Arten«, in dem Marx vor allem der Gedanke der Menschheit als Teil der Naturgeschichte ansprach. Detering deckt im Folgenden eine weitere Verbindung von Marx zu Goethe auf und verknüpft, eine Formulierung des französischen Historikers François Jarrige aufgreifend, »vierfüßige Proletarier« (zit. nach S. 91), gemeint sind Grubenpferde, mit einem von Marx benutzten Zitat aus dem »Faust« (Vers 1824–1827). Eine detaillierte Textanalyse verdeutlicht die Symbolik der sechs Pferde einer Kutsche als aristokratisches Statussymbol, welches im »Faust« und beim historischen Übergang zum Kapitalismus käuflich wurde. Eine weitere Verbindung zwischen Marx und der Ökologie sieht der Autor in einem von Marx genutzten Zitat aus Shakespeares »Timon von Athen«, in dem konstatiert wird, dass die Herrschaft der Welt an die Tiere gehen solle, falls die Menschen weiter Sklaven des Goldes sein wollen.

Nach einem Abschnitt zum Marx'schen Verständnis von Kapitalismus und der Feststellung, dass die 1972 vom ersten Bericht des »Club of Rome« initiierte Debatte um das unaufhaltsame Wachstumsbedürfnis des Kapitalismus genauso gut eigentlich auf Marx' »Pariser Hefte« zurückgehen könnte, wendet sich Detering in seinem letzten Kapitel dem späten Marx und dessen Verbindung zur Naturwissenschaft zu. Neben der Abkehr von einer eurozentrischen Sichtweise und den Studien altindischer und russischer Dorfgemeinschaften sind in dieser Spätzeit besonders die agrarwissenschaftlichen Untersuchungen von Carl Fraas für Marx von

Bedeutung. Die schon bei Darwin aufgetauchte Verbindung zwischen Natur- und Menschheitsgeschichte wird in dessen Werken erneut deutlich und für Marx entsteht daraus die Frage nach den Ursachen von weltgeschichtlichen Epochenbrüchen. In der Beschäftigung mit Fraas' Werken kommt Marx zu der Erkenntnis, so sieht es Detering, dass das Denken in ökologischen Zusammenhängen »per se bereits ›sozialistisch‹« sei – womit der Trierer Philosoph bereits im 19. Jahrhundert die »Idee eines Ökosozialismus« entwickelt habe (S. 148).

Insgesamt ist dem Autor ein tiefgehendes und kompaktes Buch gelungen. »Die Revolte der Erde« liefert einen Einblick in die wichtigsten Schriften von Marx und zugleich eine Neudeutung zentraler Stellen. Die herausragende Leistung dieses Buchs liegt in der Betonung und Analyse der Marx'schen Literaturzitate, Fußnoten und Notizen begründet, die ein neues Licht auf den Autor Marx als Romantiker und Ökologe zulassen. Deterings Analysekategorien sind eher literaturwissenschaftlicher als geschichtswissenschaftlicher Natur, aber die daraus gezogenen Schlussfolgerungen sind stimmig und beide zentralen Verbindungen – die von Marx und der Romantik und jene von Marx und der Ökologie – werden überzeugend dargelegt. Fest steht jedenfalls, dass Marx auch im 21. Jahrhundert immer wieder neu gelesen werden kann.

Zitierempfehlung

Mirko Schwagmann, Rezension zu: Heinrich Detering, Die Revolte der Erde. Karl Marx und die Ökologie, Wallstein Verlag, Göttingen 2025, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82106.pdf>> [21.10.2025].